

„Anzeiger und Herald“
„Sonntagsblatt“ und
**„Acker- und Gartenbau-Zei-
 tung“**,
 alle drei zusammen nur \$2.00
 pro Jahr bei strikter Voraus-
 bezahlung! Abonniert darauf!

KOEHLER & CO.,
**Mehl- und Mühle-
 Futter-**

Alle Sorten Mehl und Futterstoffe
 Alles Getreide wird gemahlen und ge-
 schrotet zu mäßigen Preisen und
 beste Arbeit garantiert.

Krombach's alter Platz, 2. Straße.

Grand **Marble Works**
 Island

I. T. PAINE & CO.
Monumente & Grabsteine
 aus Marmor und Granit,
 sowie Grab- und Gedenk-
 steine.

Falls Ihr Marmorarbeiten wünscht, gebt
 keine Bestellungen, ehe Ihr uns gesehen.
 Unsere Preise sind die niedrigsten.
 Seht uns und spart Geld.

Grand Island, Nebraska.

**Damen, kennt Ihr
 Dr. Felix Lebrun's**
Steel and Pennyroyal Treatment
 in das ursprüngliche und einfache (1820
 1830) die sichere und zuverlässige An-
 wendung auf den Markt. Preis \$1.00 pro
 Dose. Gebt unbedingt nur von
Dr. Boden's Drug Store,
 Grand Island, Nebraska.

LE BRUN'S für jedes Geschlecht.
 Dies ist ein Mittel, indem es direkt
 zum Sitz der Krankheit der Weib-
 lichkeit einwirkt, und die Ursache der
 Krankheit beseitigt. Es garantiert in 1 bis 3 Tagen,
 ein vollständiges Heilen, oder
 \$1.00. Nur verkauft in
Dr. Boden's Apotheke,
 Grand Island, Nebraska.

Für Alle Frauen.
 Wenn Jemand
 aller Schmerzen
 und Krankheiten,
 unter wel-
 chen Frauen zu lei-
 den haben, wer-
 den durch Schwä-
 che oder Fehler
 in den Menstrua-
 tions-Organen
 verursacht. Be-
 weise jedes Mal,
 wenn eine Frau
 nicht gesund ist, sind diese Organe
 angegriffen; wenn diese letzteren
 jedoch in gutem Zustande und frisch
 sind, so ist die Frau auch gesund.
M^r ELREE'S
Wine of Cardui
 ist das natürliche Mittel zur Regu-
 lierung der Menstruations-Organen.
 Es heilt alle „Frauen-Leiden“ und
 ist auch wirksam bei Mädchen von
 13-19 Jahre, bei jungen mit
 häuslichen und mütterlichen
 Sorgen besetzten jungen Frauen,
 und bei Frauen, welche dem fogenan-
 nten „Lebenswechsel“ sich nähern.
 Sie alle bedürfen es und alle
 werden dadurch wieder hergestellt.

Retreats nach in Fällen, welche belan-
 dete Anzeigen behielten, adreßte man
 mit Angabe der Symptome: „Ladies' Ad-
 visory Department," The Chattanooga
 Medicine Co., Chattanooga, Tenn.
 Dr. J. Cooper, Tupelo, Miss.
 sagt: „Meine Schwelger litt unter
 sehr unangenehmen und schmerzhaften
 Menstruationen, und die Wurzeln
 konnten ihr keine Besserung bring-
 en. Wine of Cardui hat sie völ-
 lig geheilt und hat auch meiner Wirt-
 schaft während des Lebens-
 wechsels.“

**Don't
 Sacrifice**
 Future comfort for present
 seeming economy, but buy the
 sewing machine with an estab-
 lished reputation, that guar-
 antees you long and satisfac-
 tory service.



**The
 WHITE**
ITS PINCH TENSION
TENSION INDICATOR,
 (devices for regulating and
 showing the exact tension) are
 a few of the features that
 emphasize the high grade
 character of the White.
 Send for our elegant H. T.
 catalog.
WHITE SEWING MACHINE CO.,
 CLEVELAND, O.

Genkung.
 Von Wilhelm Langensieche.
 Es war ein heiterer, warmer Frühlingstag,
 durch's offene Fenster fiel ein Sonnenstrahl
 und beschwerte die Hand, die blaß und schmal
 und ohne Kraft auf weißem Kissen lag.
 Doch die Hand nicht. Da schmeigte sich der
 Schweiß.
 Der Kranke um das süße Angeht.
 Sie lächelte: „Nanu, o siehst du nicht,
 Der Frühling kommt! Kein nicht mehr trau-
 rig sein!
 Der Frühling macht die Bäume wieder grün
 und mich gesund! Der Doktor sagt es auch.
 Von Weidensdunst schon spür' ich einen Hauch,
 Ob wohl im Garten schon die ersten Blühen?
 Komm und sei froh! Und weißt du noch,
 Mama,
 Wenn du dich sorgtest, sag' ich da nicht fests:
 Gib Acht! Im Frühling wieder besser geht's
 Mit meiner Brust. Siehst du, nun ist er da!
 Mir ist so leicht und frisch und froh zu Mut-
 Gewiß dort morgen ich schon mal vor's Haus
 zu unsern Weiden. Einen kleinen Strauß
 hast du mir jetzt schon, geht? Du bist so gut!“
 Die Mutter nicht: „Nicht so viel sprechen,
 Kind!“
 Noch bist du krank, mein liebes Mädchen, du,
 Drum sei nun still und mach' die Augen zu,
 Und ich seh' ich, ob drängen Weiden sind.“
 „Reb Wänterchen! Mir thut ja nichts mehr
 weh.“
 Doch sie's. Sie schließt die Augen und ein
 Traum
 umfängt die Schlummernde: ein Apfel-
 baum
 beschattet sie mit seinem Blätterdach.
 Und zögernd schied der letzte Sonnenstrahl—
 Ein fernes Gärten wachte durch die Luft—
 Und sah durch's Fenster noch ein Weidensdunst—
 Sie lag so still und wie das Kissen sah—
 Die Mutter kam. Doch sie ist nicht erwacht.
 Ein seltsam Leuchten durch ihr Antlitz ging—
 Zum Abendhimmel flog ein Schmetterling—
 Der Frühling hatte sie gesund gemacht.

Endlich befreit.
 Novelle von Karl Canara.

„Lebensmittel befißt Paris in Masse,
 und mit männlicher Ausdauer wird die
 Stadt alle Bedürfnisse tragen, um
 ihren Brüdern in den Departementen
 Zeit zu geben, ihr zu Hilfe zu kommen.“
 —Große Pflichten werden Euch dadurch
 auferlegt. Die erste dieser Pflichten
 ist, daß Ihr keinen anderen Gedanken
 habt als den Krieg. Wir müssen alle
 unsere Hilfsmittel, und diese sind
 unermesslich, anspannen. Wir müssen die
 Ernährung der Volksbevölkerung
 verschwinden machen, wir müssen gegen
 die tolle Hurdst aufzutreten, wir müssen
 den Parteigängerkrieg vervielzähnen,
 wir müssen dem Feinde Hüllen und
 Hinterhalte legen, müssen ihn be-
 unruhigen, müssen mit einem Worte
 einen nationalen Krieg anfangen.—
 Erheben wir uns in Waffen; laßt uns
 lieber sterben, als die Schmach einer
 Zerstückelung Frankreichs erdulden!“
 So stand es in allen von den deut-
 schen Siegern noch nicht besetzten Städ-
 ten und Dörfern angehängten, und
 darunter prangte der Name des nach
 der Ansicht fast aller Franzosen neu
 erstandenen Retters, des Diktators
 Gambetta.
 Dazu kamen die Erläuterungen und
 Aufreizungen kühner, kühner, kühner
 politischer, ehrgeiziger Streber und
 fanatischer Heißsporne, welche noch
 weiter gingen wie Gambetta und die
 Regierung in Tours, und überall ver-
 kündeten: „Tod allen Preussens, Tod
 aus dem Hinterhalte, Leberfall, Mord
 auch der Wehrlosen, wenn sie zu der
 deutschen Armee gehören, das ist die
 Pflicht eines jeden Franzosen!“
 Mühten nicht solche Hysterien
 schließlich auch bei sonst ganz rechtlich
 denkenden Menschen, besonders aber
 bei der Jugend die Begriffe von Ehre,
 Recht und Christenpflicht gänzlich ver-
 wirren? Der Staatsbeamte, der Geis-
 tliche, der Schullehrer, jeder verflüchtete
 es: alle Mittel, selbst Mord, Brandstiftung,
 Brandstiftung u. s. w. sind gerechtfertigt,
 wenn es nur gilt, den deutschen
 Eindringlingen zu schaden und dem
 französischen Vaterlande dadurch zu
 nützen. Das stieg denn endlich auch
 dem siebzehnjährigen Maurice Lemaire
 in den Kopf.
 Als die Bayern von der Tanne
 immer weiter im Süden vordrangen,
 als sie von Orleans aus die Waldungen
 im Südwesten dieser Stadt durch-
 streiften, in den Dörfern vor der Foret
 de Marchenoir Requisitionen erhoben
 und auch aus dem Gutshof seines
 Vaters alten Hafer und die letzten
 Röhre entführten, da beschloß er für
 diesen Raub, wie er es nannte, Rache
 zu nehmen und zu tödten, wen er tödten
 könne, wenn es nur einer der verdamm-
 ten diables bleus sei.
 Vor Saint My an der Straße nach
 Beaugency befand sich ein kleiner
 Hügel. Ueber ihn zieht sich eine Hecke,
 welche die eine Seite der Straße nach
 Joannes eine Strecke weit einfaßt.
 Ueber diese Hecke hinweg konnte man
 weit gegen Westen sehen und Alles
 erkennen, was sich auf der großen Land-
 straße von Blois gegen Orleans vor-
 bewegte. Aber sie war so hoch, daß der
 bayerische Posten, welcher hinter ihr
 stand, nicht ihren äußeren Fuß und
 sogar nicht einmal den Graben, der die
 Hecke von der Straße trennte, zu über-
 blicken vermochte.
 Es war ein regnerischer kalter Tag
 jener 5. November von 1870, und
 schwere Wolken verhinderten jeden
 Sonnenstrahl, die Gefilde zu beleuchten
 und hundertzehntausend Franzosen
 auf eine gute Gelegenheit warteten,
 sich gegenseitig zu überfallen. Die
 Bayern wußten wohl, daß eine mächtig
 überlegene feindliche Armee sich gegen
 sie herangeschoben hatte und sie zu er-
 drücken drohte. Da hieß es eben Tag
 und Nacht wachen und aufmerksam sein.
 An der Hecke stand der äußerste
 Doppelposten.
 „Du Toni, schau a mol dorthin.“

Maan' nit, dees san französische
 Kürassier?“
 Nun blickte auch der andere Mann
 des Doppelpostens aufmerksam nach
 einer besonders deutlich erkennbaren
 Strecke der großen Straße.
 „Ja freilich, san's Kürassier.“
 „Sieh deutlich die lange Kopschwoß, die
 f' am Helm hamn. Es san agraod
 feldch' wie mir f' bei Wäit' un' Sedan
 derwischt hamn. Sagt bleid' n' f' sehn.
 Schad', daß no' so weit is', sunst that
 i amol nüberleucht' n' (hinüberleuchten
 für hinübersehen). Ada' s' is nit
 möglic', daß ma' trifft, un' da is' e
 besser, i' schiaß nit.“
 „Na (Na gesprochen wie Nan in
 Nancy), laß es bleib' n'. Wann' i' nit
 näher komma, brand' n' i' nit' wiff' n',
 daß mir sch' da vorn Post' n' sehn.
 Un' wann' f' no' näherer her komma,
 nader tenna wir' f' alleweil no' aji-
 schiaß' n.“
 „Dagua hamn f' foan Schneid.
 Sagt fehn f' wiada um. Da san f'
 sch' weg aa.“
 Die französische Kürassierpatrouille
 war wirklich nach Beaugency zurück-
 geritten und blieb aus dem Gesichtskreis
 der bayerischen Posten verschwun-
 den.
 Im Eifer der Beobachtung hatten
 Beide nicht gehört, daß es außen am
 Fuße ihrer Hecke hier und da ganz leise
 raschelte. Sie beobachteten noch einige
 Zeit das ganze Umland. Aber sie
 hörten und sahen nichts mehr, was auf
 die Annäherung eines Feindes schlie-
 ßen ließ. Endlich sprach der eine der
 beiden Soldaten, der durch seinen
 Vollbart verhielt, daß er jedenfalls
 ein zur Reserve oder Landwehr ge-
 höriger älterer Mann war, zu seinem
 jüngeren Kameraden:
 „So, Toni, sagt geht' zur Feldwach'
 jarud' n' meld' it, daß wir af der Bo-
 schangzier Straßen, un' fähr 1500
 Meter vor uns, a Patrouille von sechs
 französische Kürassier g'iehn hamn,
 daß aba wiada geg' n' Voschanzzi ver-
 schwund' n' san. Bleib' nit' z' lang aus.“
 „Na, i' kimm glei' wiada.“
 Der Soldat verschwand nach rück-
 wärts hinter den Büschen eines großen
 Gartens; sein Kamerad auf dem
 Posten blickte scharf nach allen Seiten,
 und als er weit und breit nichts Feind-
 liches mehr entdeckte, lebte er sein Ge-
 wehr an die Hecke, öffnete seinen Man-
 tel, zog aus der Brusttasche eine kleine
 in Papier gewickelte Visitenkarte.
 Photographie heraus, nahm sie aus der
 Umhüllung und betrachtete sie mit lie-
 bendem, ja fast verklärtem Blick.
 Es war das Bild seiner Frau,
 welche das erste und einzige Kind des
 faum anderthalb Jahre verheirateten
 Paares auf dem Schooß hatte.
 Wie er es immer genauer ansah, da
 zogen die holden Erinnerungen an die
 Heimath durch seine Seele. Er sah
 sein kleines Häuschen, links die Wohn-
 stube, rechts seine Schreinerwerkstätte,
 rückwärts die Küche und nebenan die
 kleiner Gemüsegarten, dahinter ein
 niedriger Schuppen zum Aufbewahren
 von Arbeitsholz und Möbeln, die er
 reparieren sollte, und dann vor diesem,
 seinem schuldlosen Besitz, die
 Schneberge seines schönen Vaterlandes,
 der Herzogenland, die Benediktiner-
 wand, das Karwendel, der Wetterstein
 mit der Zugspitze und all' die anderen
 herrlichen Riesen der bayerischen Alpen.
 Das Alles sah sein geistiges Auge,
 und noch mehr.
 „s Schönst' von Allem is halt do'
 mei' Genzel, mei' liab' s' brad' s' Weib-
 erl' un' mei' Moans Nannerl. Heit
 wirb' s' a Jahr alt. Wann i' eham nur
 a Buzgel geb' n' tunnt, dem herzig' n'
 Schmaß. S' woat wirklic' liab' von der
 Genzel, daß f' mir dees Bild' g' schick't
 hat. Un' grad' gestern hat' s' f' Feldpost
 bracht. „Wa' sollt' s' goar nit' glaub' n',
 wia dees Deandl' g' wach' n' is. Stramm
 siatigt' s' aus. Ja, dees ver-
 steht d' Genzel halt. Sie is so guati
 Wutter, wia a trei' s' liab' s' Weibler.“
 Dabei nahm er die Photographie an
 die Lippen und küßte sie. Dann sah er
 wieder darauf, und in seinem Auge
 glänzte eine Thräne.
 „Wann i' nur a Stund' dahoom sein
 könnt. Heit' am Nannerl sein erstjehn
 Geburtstag. I' woaf' goar nit' was i'
 drum gebet, wann i' sagt—Jesed's,
 Maria!“
 Das war sein letzter Ruf gewesen.
 Nicht neben seinem Kopfe hatte die
 Mündung des Revolvers gestanden, als
 Maurice Lemaire abdrückte und das Ge-
 schoß dem unglückseligen Bayern durch
 das Gehirn jagte. Während sich der
 junge Franzose nun ganz aufrechtete
 und mit erhobnem Revolver beobach-
 tete, ob noch ein zweiter Schuß nötig
 sei, brach der arme Landwehrmann ent-
 setzt zusammen; still, ohne noch ein
 Glied zu rühren lag er auf der Erde;
 deutlich erkannte der junge Franzose,
 der diable bleu war todt.
 Rasch sah sich Maurice Lemaire um,
 was er als Trophäe erfassen könnte.
 Das Gewehr des Bayern war aber
 neben der Hecke zu Boden gefallen,
 sein Helm lag rückwärts im Morast,
 nichts konnte er erfassen, ohne die Hecke
 zu übersteigen. Dies erschien ihm aber
 nicht rathsam, denn er vernahm eilende
 Schritte einer herannahenden bayeri-
 schen Patrouille, die wohl der Schuß
 angelockt hatte.
 Da, halt, auf der Hecke lag eine
 kleine Photographie. Nach dieser griff
 der junge Franzose schnell und feste
 sie zu sich, ohne einen Blick darauf zu
 werfen. Hinter den Büschen rückwärts
 im Garten tauchten nämlich schon
 bayerische Helmlinien auf. Da hieß
 es eilen und laufen um Tod und Leben,
 denn daß man keine Gnade gegen ihn

üben werde, das wußte er genau. Im
 Nu verschwand er hinter der dichten
 Hecke und rannte im Straßengraben
 den Hügel abwärts in der Richtung
 auf Joannes davon. Kein Schuß fiel
 hinter ihm; man hatte ihn nicht recht-
 zeitig entdeckt; er war entkommen.
 Als er einen Kilometer von dem Schaup-
 lay des Mordes entfernt über eine
 freie Strecke laufen mußte, mochten
 sie ihn wohl bemerken. Allein da war
 es zu spät, er hatte sein Ziel erreicht
 und sein Verbrechen blieb ungesühnt.
 —Und doch ließ ihm der Gedanke an
 seine That keine Ruhe mehr. Ohne
 sich weiter umzusehen, war er in den
 väterlichen Hof zurückgeeil und in sein
 Zimmer gegangen. Er begegnete Nie-
 mandem. Der Vater weilte in Tours,
 wo er, der frühere Abgeordnete, von
 der provisorischen Regierung nun als
 Hauptmann der Nationalgarde einge-
 zogen war und gebraucht wurde, um
 Auskünfte über die Gegend und die
 Zustände der jetzt von den Bayern be-
 setzten Strecken um Orleans zu geben.
 Die Mutter aber befand sich in der
 Wohnstube und hatte ihn nicht gehört.
 Geschwister besaß er nicht.
 Nun verließ er zuerst den Revolver
 in einem Schrank, dann zog er die er-
 beutete Photographie aus der Tasche,
 trat an das Fenster und betrachtete sie.
 Statt des erwarteten Bildes eines
 bayerischen Soldaten blickten ihm die
 lächelnden Wienen einer jungen Frau
 und eines Kindes entgegen.
 Das war eine große Enttäuschung,
 eine peinliche Ueberraschung.
 „Am Ende ist dies das Bild meines
 Weibes und meines Kindes! Ja, der
 Mann hatte einen Vollbart, er war
 nicht mehr jung.—Aber was geht das
 mich an! Ich habe meine Pflicht ge-
 than. Ich habe mein armes Vaterland
 von einem der blutigsten diables
 bleus befreit; ich folgte einfach dem
 Rufe des Mannes, der Frankreich er-
 retten wird; ich gehorchte der Auffor-
 derung Gambettas. Es muß ja sein.
 Krieg bis auf's Weiser heißt unsere
 Parole; Krieg, bis alle diese Bayern
 und Preussens vernichtet oder doch von
 der heiligen Erde Frankreichs vertrieben
 sind.—Aber daß meine Kugel gerade
 einen Verheirateten treffen mußte!“
 Er sah das Bild von Neuem an.
 „Sie ist schön. Sie mag fünfzehn-
 zwanzig Jahre alt sein. Aber diese
 häßliche Tracht! Steif und eckig, echt
 deutsch. Und das dicke Kind! Wahr-
 scheinlich ein Mädchen. Es lächelt nied-
 lich. Und doch finde ich sie häßlich,
 diese junge deutsche Brut. Dein Vahen
 wird bald aufhören, Du Balg! Dein
 Vater ist im Krieg gefallen. Das
 werden sie Dir früh genug sagen.—
 Werden sie es auch so sagen?—Werden
 sie nicht sagen, man hat Deinen Vater
 in Frankreich—ermordet! Ermordet!
 —Nein!—Nie und nimmermehr! Er
 ist einfach in seinem Verufe gefallen
 wie jeder Andere auch, und ich war nur
 einer der Mörder meines niedergebete-
 nen Vaterlandes. Wir müssen dem
 Feinde Hüllen und Hinterhalte legen,
 so sieht es an der Mairie von Joannes
 und Vinas angehängten. Darnach habe
 ich gehandelt, und also habe ich recht
 gethan.—Wenn es aber meinem Vater
 ebenso erginge! Wenn ein deutscher
 Knabe—Ach, es gibt ja keine deutsche
 Knaben hier. Ueberhaupt, was sinne
 ich über viele, wenn' und aber' nach.
 Ich bin für mein Vaterland eingetre-
 ten und habe dadurch meine Pflicht er-
 füllt. Was geht das mich an, ob der
 bayerische Soldat verheiratet war oder
 nicht!“
 Damit wollte er die Photographie
 zerreißen und wegwerfen. In diesem
 Augenblick sah er auf der Rückseite
 einige geschriebene Worte. Er betrach-
 tete die Schrift genauer, konnte aber
 nur den mit lateinischen Buchstaben
 vermerkten Namen November und
 davor die Zahl 5, erkennen.
 „Das heutige Datum! Wie sonder-
 bar! Die Schrift ist aber schon einige
 Tage alt. Was das wohl bedeutet!“
 Nach einigem Ueberlegen kam er auf
 die richtige Spur, indem er meinte,
 die Photographie werde wohl zur Ge-
 nennung an einen Geburtstag, viel-
 leicht an den des Vaters und Empfänger
 des Bildes abgeschickt worden
 sein. Das rief wieder düstere Gedan-
 ken in Maurice Lemaire hervor.
 „Nun ist es sein Todestag gewesen!“
 Noch einige Zeit sah der junge Fran-
 zose sinnend zum Fenster hinaus. Auch
 auf das Bild blickte er noch wiederholt.
 Dann stieß er es in ein Briefcouvert,
 schrieb darauf: „St. Ay le 5 novembre
 1870“ und legte es in die Schublade
 seines Schreibtisches. Hierauf begab
 er sich in die Wohnstube zu seiner
 Mutter, und als diese fragte, wo er
 gewesen sei, antwortete er nur, er habe
 nach den Brüssiens Aussicht gehalten,
 erwähnte aber keine Silbe von seiner
 That.
 Zur gleichen Stunde beordigten
 bayerische Soldaten im Friedhof von
 St. Ay ihren toten Kameraden, und
 in der nächsten in der Heimath erschein-
 enden Verlustliste stand gebracht:
 „Joseph Heller, Gefreiter des 2.
 Infanterie-Regiments aus W. in
 Oberbayern, ermordet durch Frank-
 reuren bei St. Ay am 5. November
 1870.“
 Jahre, Jahrzehnte vergingen.—Eine
 Dame, die in einer Gesellschaft auf-
 gefordert wurde, Rosini etwas vor-
 zuzuführen, zierte sich sehr lange. End-
 lich sagte sie einen Entschluß und er-
 klärte, eine Komposition von Rosini
 vorzutragen zu wollen. Im letzten Wo-
 renent aber brach sie neuerdings in die
 Worte aus: „Ach, theurer Meister,
 wie ich mich fürchte!“ Und ich erst!
 —Rosini.

einem braven Mädchen. Aber freilich,
 arm blieben sie, und darum mußte
 Nannerl auch immer noch warten, bis
 sie ihren Wastel heirathen konnte,
 obwohl sie nun schon siebenundzwanzig
 Jahre alt war. Der Wastel aber
 konnte sich noch nicht selbstständig
 machen, denn dazu reichte, die Erpar-
 nisse des braven Schmiedes doch noch
 nicht aus.
 Und Maurice Lemaire! Der Knabe
 ward von Tag zu Tag stiller. Er
 lernte fleißig, wurde ein tüchtiger In-
 genieur, konnte aber von seinem Vater
 um keinen Preis überredet werden,
 den väterlichen Hof zu übernehmen.
 Er konnte die Lust an der Voire nicht
 ertragen; er wollte in Paris bleiben.
 Monsieur Lemaire mußte sich darcin
 finden. Er dachte, sein Sohn sei eben
 auch durch das Studium in der Haupt-
 stadt für das Verbleiben verborben wor-
 den, und daher bleibe jeder Zwang doch
 nutzlos.
 Die Lust an der Voire aber war es
 nicht, welche Maurice Lemaire nicht
 ertragen konnte. Aber er konnte nicht
 mehr an St. Ay und seinem Friedhof
 vorbeigehen, ohne bis in's Innerste
 Mark zu erbeben. Dort stand nämlich
 ein Kreuz und darauf war zu lesen:
 „Joseph Heller, Gefreiter des 2.
 bayerischen Infanterie-Regiments. 5.
 November 1870.“
 Er konnte aber auch, was auf der
 Rückseite seiner, an diesem Tage er-
 beuteten Photographie stand. Ein Leh-
 rer in Orleans hatte ihm die deutschen
 Worte enträthelt. Sie hießen: „Mein
 geliebtesten Mann, Joseph Hel-
 ler, zur Erinnerung an den ersten Frei-
 heitstag unseres theuren Vaterlands,
 den 5. November 1870. Deine ewig
 treue Genzel.“
 Seitdem er wußte, wen seine Revol-
 verkugel getödtet, und weissen Lebens-
 glück er wahrscheinlich für immer ver-
 loren hatte, leit jener Zeit peinigte ihn
 sein Gemüthen immer mehr. Er wurde
 ernst und düster, und wenige Tage ver-
 gingen, an denen nicht das Bild des er-
 löschten Joseph Heller vor sein
 geistiges Auge trat. Darum konnte er
 trotz aller Selbstbeherrschung schließlich
 nicht mehr am Friedhof von St. Ay
 vorbeifahren, darum mußte er fort,
 fort aus der Gegend, in den großen
 Strudel von Paris. Aber auch dort
 fand er nur vorübergehende Betäubung,
 keine Erleichterung, keine Befreiung.
 Siebenundzwanzig Jahre nach dem
 Kriege starb sein Vater. Maurice
 Lemaire verlor den Hof und befand
 sich nun im Besitz des sehr beträch-
 tlichen Vermögens von dreihunderttau-
 send Francs.
 Als Alles geregelt war, reiste er im
 Oktober 1897 plötzlich von Paris ab.
 Zwei Tage später kam er in Beglei-
 tung eines deutsch sprechenden Herrn in
 W. in Oberbayern, welche Stadt er ja
 durch die auf der Photographie aufge-
 druckte Adresse des Photographen er-
 fah, an. Beim Bürgermeister erlundig-
 ten sich die beiden Fremden und erfuh-
 ren, daß die Wittve Heller arm aber
 redlich noch als Wälderin und ihre
 Tochter Nannerl als Dienstmädchen in
 W. lebten.
 Nun reisten die Fremden wieder ab.
 Wenige Tage später wurden Frau
 Heller und ihre Tochter auf das Nota-
 riat des Städtchens gerufen und erhiel-
 ten die überausende Mittheilung, es
 sei für sie die Summe von einhundert-
 fünfzigtausend Francs bei der bayeri-
 schen Hypotheken- und Wechselbank
 in München hinterlegt und hier beim
 Notariat folgender Brief übergeben
 worden. Damit überreichte der Notar
 Frau Heller einen Brief.
 Kost sprachlos vor Ueberraschung
 öffnete sie das Schreiben und las:
 „Madame! Die Kriegesurie hatte
 mich einst mit wilder Leidenschaft er-
 füllt. In diesem Zustand verschuldete
 ich den Tod Ihres Mannes. Mein
 Gemüthen hat mich dafür schwer be-
 drückt. Befreien Sie mich von meinem
 Selbstverwirren, indem Sie für sich
 und Ihr Kind die Hälfte meines Ver-
 mögens, die Summe von einhundert-
 fünfzigtausend Francs, annehmen. Ver-
 setzen Sie in der Nummer der Münchner
 Neuesten Nachrichten“ vom nächsten 5.
 November nur eine Annonce erscheinen,
 die nichts enthält als die Worte:
 „Angenommen. Genzel und Nannerl.“
 Dann dankt Ihnen von Herzen ein
 durch Gemüthensbisse schwer leidender
 Franzose.“
 Kein Name deutete auf den Verfasser
 des Briefes.
 Frau Heller und Nannerl wußten
 Anfangs gar nicht, was sie sagen soll-
 ten. Der Notar und der von der
 Wälderin später noch zu Rath gezogene
 Pfarrer machten ihr aber Alles klar
 und sagten ihr, sie dürfe ohne Anstus
 das Vermögen annehmen.
 Da stimmte sie zu.
 Am 5. November stand in der betref-
 fenden Zeitung die gewünschte Annonce.
 Am 6. las dies der Ingenieur Mau-
 rice Lemaire in Paris. Mit dem Aus-
 ruf: „Endlich befreit!“ ließ er das
 Blatt aus seiner Hand sinken, und zum
 ersten Mal, seit sie ihn kannten, er-
 schien er zum Mittagmahl bei seinen
 Kollegen mit freundlich lächelndem
 zufriednem Gesicht.
 Eine Antwort Rosini's.—Eine
 Dame, die in einer Gesellschaft auf-
 gefordert wurde, Rosini etwas vor-
 zuführen, zierte sich sehr lange. End-
 lich sagte sie einen Entschluß und er-
 klärte, eine Komposition von Rosini
 vorzutragen zu wollen. Im letzten Wo-
 renent aber brach sie neuerdings in die
 Worte aus: „Ach, theurer Meister,
 wie ich mich fürchte!“ Und ich erst!
 —Rosini.



DER PENNSYLVANIER
 Mischter Drucker! Nau awe
 heest' for mich: Ufgewakt, Gans
 jäg! Sidder as ich's in Eurer Zei-
 tung bekannt gemacht hab, daß ich
 ein Frak aus bin, un' Ihr hen mir a
 noch den verbeiwelte Strech gespiel
 un' mei Bister gedrukt, guden di
 Wlad so verliet an mich, wie die
 Moikafar. Wie ich d'r anner Dag
 im Städel war mit ein wenig Wark
 sach, do hab ich genotist, wie se da
 Repp z'hamme gestekt hen, un' ich
 hab geheert, wie Gene zur Amers
 gefahrt hot: „Sell is en! Sell is
 en!“ Un' ich hab ah selle drei Brie-
 kriegt, was for mich in Eurer Druck-
 rei angekomme sen. Fene d'worn
 ware englisch. Die Wad hen ge-
 schriewe, se kenne en bisiel Meins
 versch—enihau se hätte aus mein
 Brief ausgemacht, daß ich en Frak
 woll—amer se kenne nit deitsch
 schriewe. Well, nau, so viel hat en
 Franzosemadel ausmache kenne, wann's
 so en gutgudiger Keil vor sich sehn
 —all Schmeits. Ich will awer en
 Frak hame, was deitsch kann. Ei,
 wie wäre ich un' Ihr, wann ich ungefahr
 emol net gut siehle dat ein bit Nke-
 mand, was den importente Brief
 nicht mehr am Friedhof von St. Ay
 dritt Brief war deitsch. Er war um
 Weibemensch drauß in Schitag un'
 laut benewey.
 Sch i f a g o, im Fiedelmonet.
 Mein liever Hansjörg!
 Erklus mich, daß ich Dich gradweg
 so verliet anprech, amer ich kann
 mir net annericht helfe sidder as ich
 Dei Ritter gesehn hab. Ich hab
 gesehn, daß Du allerhand Expirien
 g'hat hochst mit Wad, so silty Dinger,
 was des Schmoche nit stände kenne
 se die Bier gleiche. Ich bin an all
 fell gewohnt, for ich hab, wie die
 groß Jahr do hang war, en ganzer
 Summer im Midway Plaisanz ge-
 tend. Ich bin en Wittfah, un' die
 selte Jahre. Mei Mann war en
 pennsylvanischer Deitscher un' von
 ihm hab ich die schee Sproch ge-
 lernet, was mir schon oftmols is
 händig kumme un' verliet noch meh-
 ner händig kummt, for ich bin schurz,
 mit zwee däte en gut Wastch mache.
 Gege Dei große Zieß hab ich ken
 Döbjeschen. Wann Du Dwets im
 Hans bleive dächst, kennstich Du
 schie mei Schluppers anjege. So
 viel for heit. Ich erpelt von Dir zu
 heere. Schreib bal un' direkt:
 Sällie Willen s.
 Folschttripdum. Ich hab die Habt-
 sach verjeße: Wann ich Dich do hätt,
 dät ich Dir en Boß gew. Sag, Du
 hochst doch schurz noch en annerer
 Name, as wie justst Hansjörg. Schreib
 Dei volle Deitschen, dann brauch
 mei Briefe net erst dorch em Drucker
 sei Hand zu gehe.—Dei Sällie.
 Nau, was? Mischter Drucker?
 Helst mer! Des Ding muß verleg
 sein, es scheint, es is en hylliche
 Sach. Gebt mei Name noch net her.
 Gab ich so lang gewart, kann ich's
 ab noch ebbes länger aushalte. Do is
 Alles, wie's sein sott. Selle Sällie
 scheint mir zu willens. En annerer
 Mutter hot ah noch en lieb Kind.
 Do muß ich emol mei große Pei-
 stoppe un' eens schmoche, daß ich besse-
 konsidderer kann. Wann ich nau ne
 upfah, dann mecht ich ärger ang'
 schmiert werre, as wie mit d'r Au-
 was ich ferlich gefahrt hab.
 Aber gelt, nau hot selder Kiely
 Philbelfi sei Wajshin doch fer-
 kriegt. Sell is en große Redder
 die Klapp von jedwedem Penn-
 vanier. Se hen in Reijort allort
 getiebet un' die Philbelfier Schlo-
 pohls geheefe, awer sell werd na
 gestappt. Un' d'r fell Öbbfen is gar
 net drin mit em Kiely. Zufest den-
 en Wajshin, was gar nit folst z'
 ronne! En bisiel Wind produkt d'
 ganz Bauer, wie se sage. Sell he-
 ge in Boston ah net gedramt, daß
 en neier Zubß hätte for ihre ge-
 kadeene Wolne.
 Wie is es dann mit dem Krieg mit
 de Spaniels? Gen Dag heest es,
 geht und d'r nächst Dag sage se,
 wahr nit. Ich wott ich wist's
 schurz, eb ich mit selder Wittfah
 mit eme ordentliche Wädel anbande.
 Was nit mir en Schatz, wann ich
 ungefahr nach Cuba geh?
 Nau is mir mei Schmochepeiß schurz
 viermol ausgange. Sell is en Sein,
 daß ebbes ley is. Ich will net hoffn,
 daß es en Vorbereidung is von Drum-
 —aber ebbes is ley.
 Wal is wieder die Zeit, wo's Bod-
 hier gebt un' die Bierbrauer schide als
 dem Drucker ah en Sämpel. Wann
 Ihr Eier Büssel kriegt, dann loß
 mich's wisse. Bei lo Erwat schau
 gef
 Dr Hansjörg.